

Věra Nosková

Nehmen, wie's kommt

(Auszüge aus dem Roman „Bereme, co je“, Verlag Abonent ND, Prag 2005)

I

Großmutter wendet auf dem Herd eine Plinse und sagt: „Kommst'e auch schon angelatscht, Felix!“ Es riecht nach Zimt und zerlassener Butter. Ich bringe Großvater den Stiefelknecht und seine Pantoffeln. Er ragt hoch über mir auf, sein Kopf streift fast unseren höhenverstellbaren Kronleuchter. Mit fünfzig ist er immer noch apart, allerdings hat er einen kugelrunden Hintern und bemerkt den ewigen Tropfen an seiner Nase nicht, für den er von Großmutter immer wieder verspottet wird. Auch sein cholerasches Temperament steht ihm nicht besonders gut, denn sein Wortschatz ist ziemlich lasch. Er kann heftige Gemütsregungen nicht mit Hilfe passender Wörter ventilieren. Das blumigere Tschechisch hat er nie gelernt, und sein Deutsch vergisst er so langsam. Vor Wut fängt er dann an zu stottern, flucht auf Deutschechisch, wird knallrot und verliert weiter an Autorität, über die er auch so schon nicht im Übermaß verfügt; dabei stützt sie sich vor allem auf seine Körpergröße und auf den Besitz von siebzehn Hüten. Großvater lässt sich auf der Ottomane nieder und stellt im Rundfunk Volksmusik ein. Ein professionell einstudiertes, unerquickliches Gejodel bricht über uns herein, und Großmutter und ich sagen uns mit einem Blick: „Jetzt geht *das* wieder los, aber wir werden's auch diesmal überstehen.“ Der zu Tränen gerührte Großvater setzt sich an den Tisch zu den Plinsen.

„Felix, hast'e den Wohnungsantrag immer noch nicht eingereicht!“, geht meine Großmutter, die Großvaters Rührung schon seit Jahren nicht mehr rührt, sondern eher in Rage bringt, zum Angriff über. Die angebissene Plinse sackt abrupt zurück auf den Teller.

„Kruzi sakra, Himmelherrgott noch mal ... Nu schau, Mutti, jeder weiß, dass wir Kommunisten sind, die würden eh bloß über uns sagen, wir sind Schmarotzer. Die Partei hat auch so schon genug Feinde! Ich sitz schließlich nicht auf dem Wohnungsamt, damit ich uns eine Bleibe zuteile, sondern den armen Hunden, die ...“

Opa ist ein so genannter ehrlicher Kommunist, oder anders ausgedrückt: ein Dämlack. Das war er schon in Vösendorf bei Wien, vor dem Krieg, wo er in der Ziegelei Streiks gegen Entlassungen organisiert hat.

Meine Großmutter baut sich leicht breitbeinig vor ihm auf, die Fäuste in die Seiten gestemmt, der Plinsenwender ragt hinter ihrem Rücken hervor wie eine unberechenbare Waffe, und ihr Gefährte, der diese Küchenüberheblichkeit aus tiefster Seele verabscheut, muss wie immer, wenn er empört ist, sagen: „Wir könnten jetzt schön gemütlich in Vösendorf auf unserm Arsch sitzen. Wo sind wir bloß hingeraten?“

„Und ich? Ich bin kein armer Hund?“, ignoriert meine Großmutter diese Beschwörungsreplik, denn Großvaters ermüdendes Mitgefühl mit sozial Schwächeren übersieht unbegreiflicherweise die Armut der eigenen Familie. „Hauptsache, du rennst andauernd zu Versammlungen. Und dir is' wurscht, dass ich heute, nachdem die blöde Pilařová auf'm Klo war, wieder erst den vollgeschissenen Thron putzen musste. Aber das ist ja keine Parteiaufgabe, oder was? Ein Abort ohne Spülung für drei Mietparteien!“, ärgert sich meine Großmutter jetzt schon das sechste Jahr und ahnt nicht, dass sie in diesem erbärmlichen Loch ohne fließend Wasser noch weitere fünfzehn Jahre leben wird.

„Wo sind wir bloß hingeraten ...“, artikuliert der Wiener Großvater nochmals bedeutungsvoll, denn das ist sein Beschwörungsseufzer, der bei uns fast jede Zänkerei mit einem Schlag beendet.

Wir haben unsere Zwangsthemen, unsere Geschichte, Schlüsselsätze und spezielle Schimpfwörter. Die Familie ist eine finstere Angelegenheit, schrieb Isaak Babel, aber das weiß ich noch nicht.

Großmutter legt Kienäppel nach, kleine, vertrocknete Kiefernzapfen. Sie knistern und verbreiten in der Küche den Geruch von Baumharz, der zusammen mit dem von Zimt und Dillsuppe einen wilden Akkord anschlägt. Meine jugendliche Mutter kommt von der Schicht nach Hause, begrüßt von der vertrauten Redewendung: „Kommst'e auch schon angelatscht!“ Jetzt sind wir alle zu Hause. „Zug'sperrt wird“, fordert Großmutter uns auf. Das Umlegen der primitiven Riegel erzeugt die Illusion von Sicherheit, und das nicht eben einfache Familienleben bricht über uns herein.

In seinem Buch „Das egoistische Gen“ provoziert Richard Dawkins. Unter anderem zum Vergleich, ob das, was wir um uns her sehen und worüber uns nachweislich Berichte aus der Geschichte und aus der gegenwärtigen Welt vorliegen, seine hübsche Theorie vom egoistischen Gen untermauert. Dawkins behauptet, dass die Gene im Pflanzen- und Tierreich, also auch beim Menschen, das Bedürfnis haben, sich zu reproduzieren, was für sie bedeutet, sich einen neuen Körper zu schaffen, der zu weiterer Replikation fähig ist, und so weiter bis zum Halleluja. Die Gene wollen dies unbedingt, und die Natur hat für diesen Bedarf einige wirksame Strategien entwickelt. So hat sie die Zwangsmechanismen geschlechtlicher Begierde geschaffen: Zwei sich paarende Individuen werden mit einer erhöhten Ausschüttung von Endorphinen belohnt. Männchen werden genötigt, so viel wie möglich Weibchen zu befruchten. Allerdings hat die menschliche Kultur auch ihre Strategien und Prioritäten und schafft es oftmals, die gebieterische Natur zu überlisten. Der zivilisierte Mensch verschmäht den Genuss des Replikationsaktes keineswegs, doch vor dem Vermehren zuckt er zurück. Bitteschön: Ein Mäuserich zum Beispiel könnte sich zu Tode reproduzieren. Aber ein Kerl? Soll mir mal jemand so ein Bleichgesicht zeigen! Im Gegenteil: Die Männer meiner Zivilisation und Kultur bemühen sich darum, so wenig Kinder wie möglich zu haben, und wenn's geht auch nur mit einer einzigen Frau. Je mehr Frauen nämlich durch das Replizieren von Genen Eingang in ihr Leben finden, desto mehr Ausgaben, Sorgen und Schwierigkeiten haben die Männer, und außerdem – die Feministinnen mögen mir verzeihen – sind sie dann durch ihre Nachkommenschaft mit Müttern verbandelt, bei denen nur schwer im Voraus abzuschätzen ist, was sie ihnen noch alles antun werden. Es kommt vor, dass eine Mutter das Männchen verstößt, Alimente einfordert und deren Anhebung betreibt. Die Nachkommenschaft jedoch wird vor dem Vater verborgen gehalten und zum Hass angestachelt; in anderen Fällen wird dem Kind die Person des konkreten Erzeugers schlicht verheimlicht! Nicht, dass Väter ein Muster an familiärer und ehelicher Zuneigung wären, doch es ist nun einmal so, zumindest in unseren Gefilden, dass die Frau vermittels des gemeinsamen Replikanten gegenüber dem Männchen Oberwasser hat.

Weißer Männer reißen sich also wegen irgendeines egoistischen Gens kein Bein aus, stattdessen haben sie viel Freude an ihrem erotischen Appetit, brüsten sich mit ihrer Potenz und versuchen, für den ursprünglich befruchtenden Akt eine Reihe von Weibchen zu gewinnen, und das rein um der Lust willen und um ein Abenteuer zu

erleben, wobei sie angstvoll darauf achten, sie ja nicht zu befruchten. Sie haben das Gefühl, dass sie auf diese Weise ein vollwertigeres und interessanteres Leben führen, und es gibt keinen Grund ihnen nicht zu glauben. Auch viele Menschenweibchen wissen schon längst, dass das, was man früher so putzig mit „lockere Sitten“ bezeichnete – wobei es ja nur um das Bemühen geht, ein Wohlgefühl zu erzielen –, ein Gastmahl ist, das auch für sie mit angerichtet ist. Sie müssen allerdings genügend Courage finden und sich Strategien einfallen lassen, die sie vor Erniedrigung bewahren. Männer haben nämlich allzu oft für Weibchen, die sich einfach und freudig auf die Liebesspiele einlassen, nur Verachtung übrig, was nicht nur unlogisch ist, sondern zudem auch noch kontraproduktiv. Solche Heuchelei ist nämlich nur dazu angetan, eine Frau anzuöden, ihr psychischen Schaden zuzufügen und sie gesellschaftlich unmöglich zu machen, sodass sie der Undank und das Gelächter der Männchen zwingt, von derartigen Freuden abzulassen. Dahingegen ist die Beflissenheit und Einsatzbereitschaft der Menschenmännchen in Sachen sexueller Aktivität Gegenstand von Bewunderung, was auf das selbe hinausläuft, als würde man jemanden für seine gute Verdauung bewundern.

Die Lebensgeschichte meines sagenumwobenen Vaters hätte Dawkins versichert, dass sich gelegentlich auch in unserer Kultur ein Mann findet, der auf den ersten Blick ein enormes Bedürfnis hat, seine Gene weiterzugeben. Dawkins' Freude würde allerdings nur so lange währen, bis er herausgefunden hätte, dass mein Vater ursprünglich gar nicht vorgehabt hatte, acht Kinder mit fünf Frauen zu zeugen, sondern dass er lediglich auf dem Gebiet der Empfängnisverhütung sorglos und leichtsinnig war. Solche Banalitäten geben oftmals in verhängnisvoller Weise Richtung und Inhalt unseres Lebens vor, trotz aller weiß Gott wie günstiger Gene. Es genügt eine gewisse unauffällige Unfähigkeit, ein winziger Mangel beim Benehmen, und eine Menge an Vorzügen wird nicht genutzt, verkümmert und landet auf der genetischen Müllkippe. Bei meinem Vater ging es um seinen Schlendrian, dank dem ich auf der Welt bin, was einzig und allein gut so ist. Mein Leben habe ich trotz alledem lieb gewonnen und werde dereinst nur schweren Herzens aus ihm scheiden. Offensichtlich verdanke ich es dem Nachkriegsmangel an Präservativen und natürlich Mütterchen Evolution, die den Geschlechtstrieb eingeführt und für Reproduktionsaktivitäten eine Belohnung in Form einer Ausschüttung endogener Morphine ausgesetzt hat.

Ich spielte an der Hauswand im Dreck und ritzte mit einem abgebrochenen Löffel kralige Buchstabenimitationen in die entblößten Ziegel, die die Farbe von gemahlenem Paprika hatten. Das Waschbrett klackerte angenehm und der Hof war vom Duft der Seifenflöckchen erfüllt. Meine Mutter hatte gerade den Waschtrog abgelassen und fing an die Sachen aufzuhängen, als dieser Mensch kam. Er wechselte mit der Wäscherin ein paar Worte, und die fragte mich in sachlichem Tonfall: „Gehst du mit deinem Vater mit zu den Schaukeln?“

Sie wischte sich die Hände an ihrer Schürze ab und kniff die Augen zusammen.

Ich zeigte mich und stellt mich ihm gegenüber. Im Ganzen ein bisschen krumm, denn in mir bog sich ein Fragezeichen. Das Wort *Vater* war neu. Den großen, schwarzhaarigen Mann mit dem Schnurrbart kannte ich nicht. Er sah mich voll begieriger Trauer an, seine Augen glitzerten. Zögernd nickte ich. Es überraschte mich, dass meine Mutter nicht mit ihrem Geschwafel anfing. Sie sprach sachlich und gab mich ohne mit der Wimper zu zucken in die Obhut des Schnurrbärtigen. Der wiederum nahm mich ohne zu zögern oder sich zu genieren an die Hand und stürmte ungeduldig mit mir vom Hof. Das Ganze muss sich Anfang des Sommers abgespielt haben. Das Licht war nicht grellgelb und der Himmel war auch nicht von der Hitze ausgebleicht; der noch junge Tag mit dem sattblauen Himmel war von kupfrigem Ocker übergossen.

An diesen *Ausflug zu den Schaukeln* erinnerten sich die beteiligten Erwachsenen für den Rest ihres Lebens voller Unmut und Verlegenheit. Ich jedoch erlebte dabei meine erste Euphorie. Dieser Mann ging mit mir um wie mit jemand Liebem und Besonderem! Wenn ich herumhopste, lachte er. Wenn ich hinfiel, tröstete er mich. Ich war an solches *Gedöns* nicht gewöhnt. Er redete mit mir, fragte mich aus, und dabei war er weder krampfhaft lustig, noch versuchte er sich einzuschleimen. Er schaffte es sogar, nicht einen einzigen Befehl zu äußern, weder eine Warnung noch eine Ermahnung. Ein paarmal betonte er, dass er mein Vater sei. So aufgekratzt, wie ich von diesem exzentrischen Spaziergang war, nahm ich diese Behauptung zur Kenntnis, als hätte er mir mitgeteilt, er sei Verkäufer oder Schneider. Ich begriff zwar, dass ein Vater höchstwahrscheinlich so eine Art Gegenstück zu einer Mutter ist, aber müsste das nicht jemand sein, der zu Hause anwesend ist? Später würde sich diese rätselhafte Angelegenheit sicher aufklären. In diesem Moment aber war ich voller Hoffnung, denn wenn mich schon meine misstrauische Mutter überhaupt an ihn ausgehändigt hatte, würde er höchstwahrscheinlich jetzt auch bei uns bleiben.

Ein paar Jahre später erinnerte ich mich an die herzergreifende genetische Nähe, die unsere beginnende Beziehung erfüllt hatte. Wir schritten dahin, beide dunkelhaarig, schlank, mit elfenbeinweißer Haut und grünen Augen, offenkundige Geheimnistuer, leidenschaftliche Wesen mit ruhiger Verhaltens- und Sprechweise. Besserwisser, die eine Spur zu sehr fabulierten, mit Neigung zur Schwindelei und einem nomadischen Bedürfnis nach Veränderung.

Meine Erwachsenen waren da aus ganz anderem Holz. Sie sagten, was ihnen gerade in den Sinn kam, reizten sich gegenseitig mit harscher Kritik, Unterstellungen und Verdächtigungen. Mit all dem regten sie sich zu scharfen Reaktionen an, um sich allerdings danach wieder spöttisch vorzuwerfen, was für *Nervtöter* sie seien. *Nervtöter* war eins der am häufigsten verwendeten Wörter, gleich neben *Gewitterhexe* und *Flittchen*. Wir aßen Fleischlaberl, Schnitzerl und Erdäpfel und sagten: „Grüß Gott!“, und wenn jemand dünn war, dann nannten wir ihn *zwaj prsten tlusten*. Die Ausdrücke *Böhmaken* oder *Schalenfresser* bezeichneten die Wiener Tschechen, die Malocher aus den Ziegeleien und Fabriken oder von den Baustellen, die Kartoffelschalen futterten. Die Krönung von Großmutter's bizarren Geschichten über *Krawallschachteln*, *Dauergrinser* und *aufgetakelte Trullas* war die Redewendung: „Am Arsch warn's mit ihrn Amaleins ...“ Jawohl, so traurig endete es gewöhnlich mit diesen *Idioten* und *Exzentrikern*. Allerdings hingen allen Anzeichen zufolge sowohl meinen Großeltern als auch meiner Mutter die Nerven ziemlich in Fetzen. Daran war höchstwahrscheinlich der mit dem Schnurrbart Schuld, was ich erst Jahre später begriff, als ich nichts anderes mehr tun konnte, als aus der Reichweite der zerrütteten Nerven zu verschwinden. Meine liebe Familie hatte die Existenz meines Vaters kurzerhand die ganze Zeit vor mir verheimlicht. Väter waren überhaupt tabu, von ihnen wurde bei uns nicht gesprochen, wohl damit ich nicht anfangen Fragen zu dieser Einrichtung namens Vaterschaft zu stellen.

Wir verließen das Haus bereits um halb sechs am Morgen. Auf dem Weg zum „Fezko“-Werk, das tatsächlich eine Fes-Fabrik war, wo aber auch Stoffe sowie die beliebten Barette mit Antenne hergestellt wurden, schubsten sie mich schnell in den Kindergarten. Diese arme Nachkriegsinstitution hatte nicht genug Spielzeug für uns. Einmal hatte uns ein Elternteil irgendwelche Briefmarken, von alten Schränken abmontierte Griffe und Türstopper mitgebracht. Ein wenig betreten spielten wir damit. Im Kindergarten herrschte Langeweile, ein seltsames Schummerlicht und Kindergärtnerinnen

barsch wie KZ-Aufseherinnen. Um zwei Uhr heulten in den örtlichen Fabriken die Sirenen, und durch die Schleusen der Werkstore sprudelten die Massen der Arbeiter und Arbeiterinnen hervor. Jemand holte mich ab und wir marschierten zurück nach Hause. Am Zahltag wurden unterwegs in der Milchbar am Marktplatz noch ein paar Spritzringe gekauft.

Meine Großmutter erlaubte mir manchmal, eine Decke über den Küchentisch zu werfen. Ich kroch dann darunter und träumte in dem gallertartigen Zwielicht von Ländern, die ich von den im Klo aufgehängten Bildern kannte, oder ich plagte mich beim Licht einer Taschenlampe mit dem Lesen herum. Im Alter zwischen vier und fünf gelang es mir nämlich nach und nach, den Erwachsenen Informationen über die einzelnen Buchstaben zu entlocken. Unauffällig erkundigte ich mich bei Gängen durch die Stadt nach ihrer Aussprache und mit der Zeit brachte ich das komplette Alphabet zusammen. Es war ganz offensichtlich, dass diese Kenntnisse einen strategischen Vorteil darstellten, den kaum jemand mit einem anderen teilen wollte. Wissbegierige waren verdächtig und letzten Endes unausstehlich. Andere in Unwissenheit zu halten, war von Vorteil. Meine Erwachsenen hüteten ihre Geheimnisse, sie sprachen sogar mehrmals am Tag deutsch vor mir. In diesen Momenten fiel ich aus der Familie von Wiener Tschechen heraus wie ein fremdes, nachträglich eingemeindetes Element.

Meine Fibel waren die die Schilder von Läden und Ämtern sowie die aufgehängten Losungen: „Bau die Heimat auf und stärke den Frieden!“, „Kein Korn geht verloren!“ oder „Vorán auf Stalins Weg!“ Ähnliche Aufforderungen, meist in Blutrot ausgeführt, gab es in meiner Umgebung haufenweise. Die Cernys, Freunde meiner *Nervtöter*-Familie, schenkten mir die „Abenteuer der Ameise Ferdinand“ und „Mischea Kugelrund im Wald“. Voller Leidenschaft machte ich mich ans Lesen.

Warum ich es heimlich getan habe? Weil meine Mutter mir gesagt hatte: „Und was machst du dann in der Schule? Vor den andern angeben? Solche Schlaumeier kann sowieso keiner leiden.“ Sie hatte Recht – allerdings auf so inakzeptable Weise. Ihre Wahrheiten waren genau von diesem Schlage.

[...]

„Pavla, wie wär's, wenn mir zwoa zusamm' zu meiner Mama in die Slowakei fahrn täten? Des is dei Großmutter. Die Omama, weißt'?“, sagte dieser Mann, dieser Vater, natürlich auf Slowakisch, 's war ja schließlich a Slowake.

„Gibt's da in der Slowakei Adler? Eine Burg auf einem Felsen? Und große Berge? Gibt's das da?“

„Woher woast'n des?“, lachte er ungläubig. „Freilich, des alles gibt's da, und noch viel mehr andere Sachen. Der Opapa hat Bienchen, mir ham 'n Pferdchen, und 'n Schäfchen, und Zicklein, und Henderln, und Katzerln. Im Wald lebt der Bär ... Aber mir müssen jetzt fix zum Bahnhof.“

„Sagen wir der Mama das?“

„Naa! Immerhin bin ich dein Papi“, sagte er fest und aufmüpfig, als hätte er sich gerade dazu entschlossen.

Und so machten wir uns auf den Weg. Der Zug ratterte und wummerte in den Ohren und den Eingeweiden, sein Rhythmus ergriff Besitz von mir. Am Zug vorbei wälzten sich Bilder von unbekanntem Gegenden, sie wurden von ihm aufgefädelt wie Perlen von Nadel und Faden, aber am Ende fielen sie wieder runter, damit sie für andere Augen an Ort und Stelle bleiben konnten. Ich verschlang sie mit aufgewühltem Herzen, denn sie schwammen davon, ohne dass ich eine Nase von ihrem Duft nehmen, die Saat streicheln, der Kuh meine Hand aufs Maul legen, auf dem weißen Weg in Richtung Horizont loslaufen, mich unter der Kupferpersonne aufwärmen konnte. Die Bewegung durch den Raum berauschte uns, die nomadischen Gene in uns wieherten leise, unsere Augen wurden immer größer und heller. Der Vater betrachtete mich mit einem Lächeln und spielte ungläubig mit meinem fünfjährigen Pfötchen herum. Seine unverhohlene Zuneigung erfüllte mich mit glücklicher Ruhe und Gewissheit.

Wir fuhren in einen riesigen Bahnhof mit Dutzenden von Gleisen ein, die sahen aus wie endlose Leitern, die man in die Landschaften und Städte gelegt hatte, blank geschauert, unermüdlich im Dienst der Realität und der Träume. Prag war ein Traum, den ich bisher noch nicht geträumt hatte, mir hatte das Material gefehlt. Die Straßenschluchten waren von Quadern unwahrscheinlich großer Häuser gesäumt. In ihnen rauschte ein Strom aus Fußgängern und Autos dahin, gespickt mit roten, bimmelnden Straßenbahnen. In einem Lokal brachte mir irgendjemand ein so rares Schnitzel und trieb mich nicht zur Eile an. Dann nahm mich der Vater mit in einen abgedunkelten Saal und vor meinen Augen brach mein erster Film los. Schau da, Träume lassen sich sogar produzieren und anderen Leuten zeigen! Filme werde ich immer lieben und eines Tages werde ich in Prag leben, setzte ich mir voller Begeisterung in den Kopf, als mich der Vater zurück zum Bahnhof brachte, denn uns erwartete ja noch die sagenhafte

Slowakei. Die Zeit war endlos, riesig und fahl, das Leben hatte sich verändert, war golden geworden, hatte sich mit Inhalt gefüllt, mit Farben, mit Handlung. Meine Begeisterung ähnelte einem Fieber, sie blubberte unter meiner Stirn, ich lachte, auch wenn es gerade gar keinen Grund dazu gab. Jetzt begann nämlich das Wahre. Ich ahnte, dass es irgendwie möglich war, frei zu leben und die Welt anzunehmen – und da war es! Das Glück war ein Zustand, den ich schnell anleiern konnte, und ich bewegte mich darin so behände wie ein Fischotter im fließenden Wasser.

Wir schlichen uns trotz der Warnschilder über die Gleise zu unserem Zug. Es wurde schon dunkel und meine Vater war der Meinung, dass uns niemand bemerken würde. Plötzlich zerriss der schrille Pfiff eines Eisenbahners die Dämmerung. Der Vater nahm mich hoch auf seine Arme und legte einen Schritt zu. Der Eisenbahner auch und mit ihm noch zwei andere Kerle. Ich klammerte mich fester an Vaters Hals und drückte meine Schläfe an sein Gesicht. Ich nahm den beruhigenden Geruch von Pfefferminz wahr. Sie schnappten uns und brachten uns in einen Dienstraum, der sich binnen kürzester Zeit nicht nur mit den blauen Eisenbahneruniformen, sondern auch mit den grünen der Polizei anfüllte.

„Hm, wir ham 'ne Meldung reingekriegt. Wir wussten von den'. Hm, wir ham se. Klar, ich kümmer mich drum. Aber was is'n mit dem Mädle? Na gut. Wird gemacht“, sagt ein Mann mit roten Schulterstücken in einen schwarzen Telefonhörer.

Mein Vater wurde streng ausgefragt und dann weggebracht, während sie mich mit Gewalt festhalten mussten. Ich wehrte mich und heulte, kalt erwischt von der unbegreiflichen Wendung. Der Vater drehte sich dauernd nach mir um. Allerdings konnte er mir nicht winken, mir nicht das tränennasse Gesicht abwischen, denn seine Arme waren gefesselt. Handschellen sah ich zum ersten, den Vater zum letzten Mal.

Aber eher hätten sich die Wände um mich herum erweicht als diese Kerle, die die Befriedigung der Jäger nach einem schnell absolvierten Einsatz spürten, denn möglicherweise führten sie da einen potenziellen Mörder ab! Mutter und Großmutter dieses plärrenden Mädchens hatten schon am Vormittag eine landesweite Fahndung erzwungen. Dieser einparfümierte Fatzke hatte angeblich zu ihnen gesagt: Wenn mir das Gericht meine Tochter nicht gibt, bringe ich sie lieber um. Dass die Mutter sie ihm trotzdem mitgegeben hat, das ist zwar seltsam, aber das soll nicht meine Sorge sein, überlegte der Kommandeur. Fakt war, dass der Schönling zwar so getan hatte, als würde er sich von seiner Tochter verabschieden kommen, aber dann hatte er sie entführt. Der

saubere Herr Vater hätte sich doch ausrechnen können, dass wir ihn suchen. Und trotzdem hat er uns ganz wunderbar auf sich aufmerksam gemacht, als er mit dem Mädchen über die Gleise geklettert ist, obwohl das ausdrücklich verboten ist. Nu, was soll's, die slowakischen Brüder sind Hitzköpfe, aber andererseits sind die beim Denken bisschen langsamer, schloss das kommandierende Organ seine Überlegungen ab.

Ich wachte auf mit nassen Wangen und einem Rotzefaden an der Nase. Um mich herum schliefen abgeschobene Kinder, ein Mädchen mit rosa Wangen und gelben Haaren glotzte mich mit ihren hellblauen Augen an, in einer Ecke lag ein Stoffkasper herum und zog eine verkrampfte Grimasse. Als hätte er sie herbeigezaubert, tauchten meine Mutter und meine Großmutter auf. Sie wirkten auffällig verfallen, wunderten sich aber über gar nichts. Sie nahmen mich mit nach draußen, steckten mich in ein Taxi und brachten mich triumphierend zurück nach Strakonice. Für die morgendliche Fahrt aus dem betörenden Prag in dieses trübselige Paradies der Feinripp-Unterhemden und Kittelschürzen müssen sie dem Taxifahrer einen vollen Monatslohn meiner Mutter gegeben haben. Außer sie in Angst und Wut zu versetzen, hatte ich ihnen auch noch finanziell Schaden zugefügt. Den verplemperten Lohn würden sie mir noch in fünfzehn Jahren zum Vorwurf machen.

[...]

II

Noch bevor es hell wurde, leuchtete in der Kammer das grüne Tigerauge auf, und kaum hatte sich das Radio aufgewärmt, zogen durch den schläfrigen Raum und die schwere Luft fröhliche Chorgesänge: „In den Wiesen glitzern Bäche, und der Wind kühlt unsre Stirn ...“ Im Halbschlaf sehnte ich mich hinaus in die freie Natur. Nach dem Schmettern der Fanfare „Mit links voran, kein Schritt zurück“ begannen die Nachrichten. In diesem Moment setzte sich die Gestalt auf der Couch gegenüber aufrecht hin und zog die bereitgelegte Wäsche zu sich heran. In dem schwächlichen smaragdfarbenen Licht des Tigerauges war ich verblüfft über die routinierten Bewegungen, mit denen Großmutter ihren riesigen BH mit gründlichem Frauenfleisch füllte. Ächzend zog sie sich ihre voluminösen Liebestöter an, während aus dem Radio vertraute Worte heraus-

rieselten: Vaterlandsverräter, Verschwörung, Höchststrafe, Petition der Ostravaer Kumpel und Hüttenarbeiter, Söldlinge, Genosse Gottwald ...

„Wer is'n das, der Gottwald?“, fragte ich einmal, und Großmutter ging mit mir ins Schlafzimmer. Dort allerdings prangte über dem Ehebett ein riesiges Gemälde in einem Rahmen aus vergoldeten Lindenblättern: Zur düsteren Vorabendzeit schlummerte auf einem Samtsofa anmutig ein Mädchen mit glänzenden Satinbeinen und um sie herum schwebten nackte Babys mit besorgtem Gesichtsausdruck. Da die junge Dame am nächsten Tag heiraten sollte, brachten ihr vom Himmel herab die Engelchen ein traumhaft angehauchtes Hochzeitskleid, eine Perlenschnur, einen Strauß weißer Rosen, einen Schleier, ein Parfümflakon und einen Liebesbrief von ihrem Bräutigam. Aus dem Schummerlicht dieses geheimnisvollen Zimmers leuchteten die überfütterten Säuglinge mit ihren goldigen Löckchen und ihren Hinterteilen, rosig wie Apfelblüten. Dieser suggestive Kunstdruck erfüllte mich mit tiefstem Vertrauen in meine eigene Zukunft, mit dem Glauben, dass das Leben durchaus mit herrlichen Momenten geschmückt sein kann. Er versicherte mir, dass es etwas gab, auf das ich mich freuen konnte. Vorerst war es unvorstellbar, aber vielleicht würde auch ich einmal in Satin und Spitzen gehüllt im Schummerlicht auf einem Samtsofa vor mich hin träumen, und die Engelchen würden ordentlich was zu tun haben, um mich mit tragem Glück zu beschenken. Rechts unter dem geliebten Bild verlor sich beinahe ein abgegriffenes koloriertes Foto.

„Das isser“, reckte Großmutter ihren spitzen Zeigefinger in Richtung eines dunklen Nadelstreifenanzugs. „Mit seiner Familie. Das is'n richtiger Kerl“, sagte sie mit der unter Genossen üblichen Jovialität. „Wo wären wir ohne ihn?“

Der ewigen Anbeterei im Rundfunk nach hatte ich ja einen interessanteren Burschen erwartet. Der Kopf von dem da war viel zu groß und sein Umriss ähnelte einem Hackklotz.

Manchmal spielte sich Großmutter's Aufwachen und Anziehen mitten in der Nacht ab, wenn sie sich nach Fleisch anstellen ging. Falls sie es schaffte, gegen vier bei den Fleisch- und Wurstwaren anzukommen, war sie dort mit unter den ersten. Auf dem Marktplatz inmitten des schlafenden, spärlich beleuchteten Städtchens stampften vor dem Fleischer, der natürlich noch zu hatte, in Tücher eingepackte Frauen von einem Bein aufs andere und vor Nase und Mund waberte ihr beschlagener Atem. In der Residenzstadt wurden zu dieser Stunde Hinrichtungen vollstreckt. Die Hausfrauen vor dem geschlossenen Laden, erstarrt vor Kälte, eingekapselt in ihren Mikrokosmos voll

winziger und nervenaufreibender Sorgen, hatten weder genug Phantasie, noch Mitleid oder Interesse, sich etwas so Drastisches vorzustellen. Schon mit ihrem eigenen Tag hatten sie so ihre liebe Not. Während die Schäfchen nach Futter suchen, reißt die Wolfsmeute mit scharfen Zähnen die besten Stücke, die sich von der Herde entfernt haben.

Großmutter nahm sich zum Schlangestehen immer eine Thermoskanne mit heißem, süßem Malzkaffee mit. Andere Frauen wiederum brachten aufklappbare Angelhocker mit, die unter ihren beträchtlichen Hinterteilen regelrecht verschwanden. Beim Anstehen nach Fleisch wurden brandaktuelle Neuigkeiten abgehandelt: wer gestorben war oder schwer krank, wer wen mit wem betrog, sich scheiden ließ ... „Ham wir mal wieder die Lebenden samt den Toten durchgehechelt“, seufzte Großmutter, wenn sie wieder nach Hause kam, und gönnte sich ihr wohlverdientes Schläfchen. Das konnte sie sich erlauben, denn sie musste erst zur Nachmittagschicht.

Das Fleisch, das sie vier Stunden nächtliche Quälerei gekostet hatte, wurde dann von ihr und meiner Mutter inspiziert, und die beiden freuten sich darüber: „Erst wollt' der mir nur so sehniges Zeug geben, weißt'? Aber ich sag zu dem, zeigen Se mir das Stück auch mal von der anderen Seite! Da hab ich mir lieber anderes Fleisch ausgesucht, aber der sagt, dass er mir das jetzt nicht gibt, angeblich bin ich zu wählerisch. Da bin ich richtig sauer geworden und sag: Vier Stunden steh ich nachts hier Schlange, während Sie noch grunzen, und dann wollen Se mir noch nicht mal das geben, was ich mir aussuche? Sie Wucherer, Sie.“

Das waren kleine, aber aufmunternde Siege: sich nicht vom Fleischer übers Ohr hauen zu lassen, vor Weihnachten ein paar Apfelsinen zu ergattern, eine Schneiderin für den Familienbedarf aufzutreiben, die keine Angst hatte angeschwärzt zu werden ... Noch zwei, drei Tage nach so einem nächtlichen Schlangestehen hatte die Großmutter Erzählstoff. Mit ihren Grimassen machte sie die lokalen Exzentrikerinnen und Klatschbasen nach, führte all die *Gewitterhexen* und *alten Vetteln* vor, plusterte sich auf, ahmte ihre Intonation nach, ihre Mimik und Gestik. Es hielt sie dabei nicht auf ihrem Hocker, die Küche war plötzlich voll von ihr. Mit Genuss verfolgten wir diese schauspielerischen Kreationen. Das waren vergnügliche Momente, die uns zusammenschweißten.

[...]

VII

Im Zelt das Ein- und Ausatmen von fünf Menschen, Schmatzen, Schnarchen. Der Quarkspeisenduft meines kleineren Bruders kämpfte vergeblich gegen den aggressiven Geruch halb verdauter roher Zwiebel an, die hoch in der Gunst meiner Mutter standen, und der Schweiß meines Stiefvaters schwemmte gut abgehangene Angst aus seinem Körper. Die zusammengequetschten Körper zerrten sich im Schlaf um das Federbett. Ich verschmolz mit meiner Familie zu einer formlosen Masse, einem Knödel, Presswurst. Dies sind deine nächsten Angehörigen, rief mir mein glossierender Gnom mit spitzer Zunge ins Gedächtnis. Aber was nützte mir diese Logik? Ich war einfach nicht auf so viel Körpernähe trainiert, ich kriegte schlecht Luft, irgendetwas in mir spannte eine Saite bis zum Bersten an, ich konnte nicht einschlafen ... Ich musste immer wieder an das Theater zurückdenken, von dem ich mich immer noch nicht erholt hatte.

Ich hatte mich nämlich geweigert, mit in diesen Familienurlaub zu fahren, und meine Mutter hatte sich aufgeführt, als würde es allen ans Leben gehen: „Dieses Mädel bleibt mir nicht allein in unserer Wohnung!“, legte sie mehrmals am Tag mit schneidender, aufrüttelnder Stimme los, die uns jedes Mal in die Höhe fahren ließ. „Die macht da sowieso nur 'ne Bumsbude draus. Lässt sich von irgendwem bespringen und fängt sich 'n Trippel ein. Lässt die Wanne überlaufen und setzt uns und die Nachbarn unter Wasser. Lässt das Bügeleisen an oder die Herdplatte und wir brennen ab. Wo soll'n wir'n dann wohnen? Und was hat die hinterher zu befürchten? Das ist unsre Wohnung! Erinnerste dich, Vati, wie wir uns dafür abgerackert haben? Diese Schwielen! Zwei Jahre ham wir keinen freien Sonntag gehabt, keinen Urlaub ... Willst du etwa, dass sich jetzt der ihre feinen Freunde aus der Kneipe hier breitmachen? Dass die hier pennen, saufen und Zigarettchen abfackeln?!“

Bloß weg hier, weg von denen! In dieser Familie war ich schon längst nur noch durch einen Irrtum. Aber wohin mit mir? Wo sollte ich einen Unterschlupf finden? Ich hatte schon im Ledigenwohnheim nachgefragt, aber das war angeblich nur für welche von außerhalb. Das Wort Untermiete war wie aus einer anderen Welt, es roch nach nicht genehmigten Einkünften, nach nicht gestattetem privaten Unternehmertum. Eins der Klatschweiber würde in enger Kooperation mit dem klassischen Zuträger schon dafür sorgen, eine solche unmoralische Extravaganz zu vereiteln. Zu einem zweiten Bereich drückender Probleme gehörte die schon zwanghafte Frage, wie ich meine blamable

Jungfräulichkeit loswerden könnte. Und was sollte ich mit so einem Deflorateur nach der sicherlich peinlichen Aktion anstellen? Am besten wird diese frappante Situation wohl von der Gottesanbeterin gelöst.

Vorgestern saß ich mit Irena im Weißen Wolf in zufällig zusammengewürfelter Gesellschaft. Das Bier, Marke „Švanda der Dudelsackpfeifer“, malte schön gleichmäßige Schaumränder in die Gläser, die Schluckspechte machten sich wichtig. Da kam ein kleines Mädel mit großen Brüsten herein, sah sich um, höchstwahrscheinlich suchte sie irgendetwas. Ein gewisser Břeťa mit einem kindlichen Gesicht grüßte sie mit spöttischer Begeisterung, stand sogar auf, es kam ihm darauf an, dass alle es mitkriegten. Das Mädel lächelte ihn verkrampft an, lehnte die Einladung, sich an unseren Tisch zu setzen, ab und verließ die Kneipe eilig wieder.

„Vor 'ner Woche hab ich die gehabt, eh“, stieß Břeťa ungeduldig hervor. Alle wurden aufmerksam.

„Na und ...“ zog Irenka einen Flunsch. „Ein Gentleman würde doch ...“

Keiner war neugierig auf ihre Moralpredigt. *Wow!!! Ach, red nich! Du hast's drauf! Mann, eh, weißt du, dass der Pinkas bei der zum Beispiel total abgeblitzt ist? Die hat den nich gelassen, Mann, eh, obwohl der die schon richtig angekurbelt hatte. Na und? Wie war se? Der ihre Titten sind prima. Gehst du jetzt mit der? Ach so! Nur so für 'ne Nacht. Und war die so richtig wild? Erzähl doch mal.*

„Stellt euch mal vor, die Gans hat hinterher geheult!“

„War das etwa der ihr erstes Mal?“, machte sich ein anderer Schluckspecht so seine Sorgen.

„So sieht die aber nicht aus!“

„Und wer sieht so aus, Mann?!“

„Weißt du, warum die geheult hat? Weil du's der beschissen besorgt hast, Mann“, feixte ein dicker Junge aus der Berufsschule, den keine wollte, weil er ein Schleimer und ein Giftzwerg war, und sein Gesicht ging über eine Kaskade von Kinnen direkt in den Brustkorb über.

Mit einem Schlag sprang ich auf und mein Glas mit dem Rest Bier kippte um.

Wir gingen, begleitet von einem wissenden Gefex. Irenka hängt sich bei mir ein und tat so, als würde sie ausspucken. Was wissen die wohl von mir? Auch mich hatten schon ein paar Jungs *angekurbelt*, allerdings dämlich und unsensibel, und ich hatte das Ganze rechtzeitig gestoppt. Gaben das diese frustrierten Männchen beim Bier zum

Besten? Wie war es überhaupt möglich, so eine Erniedrigung zu ertragen?! Ich stellte mir vor, wie jemand auf die gleiche Art und Weise über mich referierte, und vor lauter Ekel wurde mir schwarz vor Augen.

Ich kroch aus dem stickigen Zelt heraus und die Welt veränderte sich wie bei einem Filmschnitt. Der nächtliche Fluss glänzte anthrazitgrau, vom Duft der frisch gemähten Wiese wurde mir schwindlig, bis ich sogar ein mattes Glücksgefühl verspürte. Unter den Erlen das Rauschen des Wehrs und das bekannte Lied vom Tau auf der Gitarre geklimpert, immer wieder unterbrochen von Gelächter und Geplauder. Am grasbewachsenen Ufer saßen Silhouetten, die roten Punkte der Zigaretten glühten abwechselnd auf und verloschen wieder, junge Stimmen drangen zu mir. Ich nahm die angebotene Kippe, aber ich machte sie mir lieber selbst an, damit ich mein Gesicht wegrehen konnte. Trotzdem war ich entdeckt.

„Gehörst du zu den Neuen? Mit dem Federbett?“, fragte eine Mädchenstimme voller Mitleid.

„Nein, ich bin zu Besuch hier bei meiner Tante“, log ich schlagfertig. Großer Gott! Müssen wir einen Anblick geboten haben!

Meine Familie hatte am Nachmittag der hier kampierenden Jugend eine Zirkusnummer vorgeführt, eine Parodie aufs Zelten. Wir bauten das schwere, ausgebleichte orange Zelt auf und schleppten aus dem Wartmalburg alles hinein, was unser Haus zu bieten gehabt hatte: alte verwaschene Decken, voluminöse Daunenkissen, zwei Luftmatratzen, Unterlegfolien, ein einfacher gesteppter Schlafsack und sogar ein richtiges Federbett. Vors Zelt stellten wir einen zweiflammigen Propangaskocher, ein Set Campinggeschirr, zwei Klappstühle und einen Tisch. Meine Mutter zog sich eine Kittelschürze an, machte Knödelteig und setzte Wasser zum Kochen auf. Dann quetschte sie sich mit Mühe in einen der Klappstühle und nahm seufzend die erste Masche für die nächste Häkelgardine auf. Mein Stiefvater übte etwas abseits das Gehen auf Händen und ein paar Saltos. Er hatte sich schon vor Jahren schleichend und unauffällig wieder diesen Fertigkeiten zugewandt und war Mína dankbar, dass sie sich jeglichen Kommentars enthielt, solange er diese Sportarten ausschließlich im Urlaub am Wasser und unter ihrer Aufsicht betrieb. Selbstverständlich durfte keine *aufgetakelte Trulla* in der Nähe sein. Aber da hatte mein Stiefvater schon gelernt aufzupassen. Dieser wilde Lagerplatz hier hinter Ivančice an der Jihlava eignete sich eher für Trampler und Liebende. Es standen

auch nur ein paar kleine Zelte da, und die Paare von Glücklichen waren um uns herum schamlos mit Gackern und Schnäbeln beschäftigt. Ich gab mir Mühe, nicht hinzuschauen, aber so sehr ich mich auch anstrengte, ich sah jede Berührung, jeden Kuss, jedes Lächeln und jedes lüsterne Schließen der Augen absolut scharf und voller Eifersucht. Alles war wie mit Erotik gesättigt, die spontanen Berührungen, die unverhüllten Zärtlichkeiten – und diese Bilder brannten sich in meine Seele ein. Ich stand außen vor, und das war ungerecht.

Der Gitarrist spielte eine Weise von den Beatles, alle brummen in holprigem Englisch mit, eine Flasche Wein ging reihum. Um meine Schultern legte sich der Arm eines der Schatten, zog mich sanft zu sich heran und drückte sich an mich. Nach einer Weile kam er mit seinem Gesicht näher und küsste mich ganz leicht auf die Schläfe. Ich erbebe in einem süßen Schauer und mein Magen wurde herumgewirbelt. Der Schatten roch nach Sommer, nach Wasser und nach sonnengebräunter Haut. Er schwieg, ganz auf meine Zählung konzentriert. Mir kamen die alten erotischen Träume in den Sinn, die ich viel zu lange mit mir herumgetragenen hatte, vom Großen Unbekannten, der mich in alles einweihen würde. Und hier war er! In diesem Moment traf mich die Entscheidung: Heute Nacht würde es passieren, mit dieser duftenden Silhouette!

Er führte mich über einen Geröllpfad den Hang hinauf und erklärte mir dabei: „I wohn jetzt da auf dem Hügel im Zelt, weißt'? I bau mir droben ein Haus. I will, dass es oberhalb vom Fluss steht. Da kann i glei' früh anfang' zu werkeln und außerdem pass i auf, dass mir kein Material geklaut wird.“

Ich atmete tief ein und versuchte die miternächtlichen Gerüche zu dechiffrieren, schnappte nach Pflanzen entlang des Weges, roch an zwischen den Fingern zerriebenen Blättern von Unkraut, versetzte meine Sinne in Einsatzbereitschaft, um nicht daran denken zu müssen, dass dieser liebe, aber letzten Endes fremde Mensch sich demnächst seinen Weg in meinen Körper bahnen würde.

Genau dieses Gefühl habe ich immer beim Zahnarzt im Treppenhaus, dort streiche ich auch über die Fliesen an den Wänden und beschäftige meine Sinne. Die Sehnsucht kenne ich gut, jetzt sollte sie mich in voller Pracht überkommen, aber wo, verdammt, steckt sie? Gut, ich pack's jetzt mal beim anderen Ende: Ich gehe nur mit, um etwas Grundlegendes über Sex herauszufinden, denn offenbar ist das ein mitreißendes Buch, über das jeder was zu sagen hat, das besungen, geschmäht, angebetet und gelebt

wird, und ich hab es dabei noch nicht mal gelesen! Aber ich werde alles aufholen, jedenfalls wenn die Lektüre wirklich so gut ist, wie alle behaupten.

Im Zelt hatte der Schatten an Stofflichkeit gewonnen. Küssen konnte ich mit links, und so allerlei flüsterten mir auch die von meinem leidenschaftlichen, unbekanntem Papi geerbten Anlagen ein. Aber der Moment musste kommen, dass das mit meiner unglücklichen Jungfräulichkeit rauskam. Als das meinem mährischen Liebhaber endlich klar wurde, ergriff ihn die heilige Ehrfurcht, die ihm seine Vorfahren eingepflanzt hatten, und er wollte sich vor der Amtshandlung drücken. Und da fing ich an zu heulen. Welche Jungfer hat sich wohl jemals ihre Defloration von einem allzu umsichtigen Männchen erfennt? Viele werden wir nicht sein. Fünf Minuten wirrer Aktivität, und fertig. An meinem Oberschenkel entlang schlängelte sich ein dünnes Rinnsal aus Blut, in Seele und Leib herrschte Frieden, und in meinem Kopf blinkte der Satz: Ich hab's vom Hals! Einmal werd ich mich schon noch an die viel besungene Lust heranrobben. Die Dunkelheit wurde grau, die erste Amsel piepte.

„Willst' net bei mir schlafen?“, schlug der Unsichtbare vor. „Wird eh gleich hell, da können wir uns endlich anschauen. Keine Angst, i bin net schiech.“

„Sei nicht sauer, ich muss los. Wenn ich rechtzeitig komm, merkt meine Tante gar nicht, dass ich in der Nacht draußen war.“

Mit welcher Lüge komme ich jetzt aus dieser Lüge raus? Irgendwas fällt mir immer ein. Und wenn nicht, rücke ich mit der Halbwahrheit raus, und wenn's hart auf hart kommt, dann allerdings mit der immer schmerzhaften Wahrheit.

„Na gut ... Morgen früh find i di schon“, breitete mein erster Liebhaber die Arme aus und am Handgelenk blitzte seine Armbanduhr auf.

Ich rannte hinunter zum Fluss, machte vorsichtig den Reißverschluss am Zelt auf – und erschrak fürchterlich. In der silbrigen Morgendämmerung tauchte vor mir ein breites, vor Hass ganz graues Gesicht mit glühenden Augen auf: „Du Nutte, du elende, wo hast'n wieder rumgehurt?! Und mit wem? Kannst du's nicht einen Tag ohne aushalten? Wie 'ne läufige Hündin! Du Schlampe!“

Mein Stiefvater und meine Brüder rührten sich, sie wurden zwar wach, aber sie versuchten schnell so zu tun, als schliefen sie, in der Hoffnung, dass die Weiber das bald geklärt hätten und dass dann Ruhe wäre. Mit einem Ruck zog ich den Reißverschluss wieder zu, es klang wie ein Peitschenschlag. Tief einatmen, tief ausatmen, und noch einmal, und noch mal. Ich hab nichts gesehen, nichts gehört, redete ich mir ein. Das Zelt

allerdings ist voll mit Gift, mit Moder, mit Schimmel. Ich krieche nicht da rein. Nie wieder.

Tja ... Ich ging zurück auf den Hügel, an dem im Bau befindlichen Häuschen vorbei, durch ein Spalier aus aufgestapelten Ziegelsteinen, Brettern und mit Folie abgedeckten Zementsäcken. Das Maul des Betonmischers gähnte in den blauen Morgen hinein. Leise öffnete ich das Zelt. Der Unbekannte schlief. Ich legte mich zu ihm und sah ihn an. Es war ein muskulöser, braungebrannter Junge. In Richtung Zeltdach ragte seine scharf geschnittene Nase. Im Halbschlaf hatte er meine Rückkehr registriert; blinzeln schaute er mir ins Gesicht und lächelte glücklich. Er verwickelte mich in eine feste und heiße Umarmung. Ich wimmerte still vor mich hin und aus meinen Augen rannen die Tränen eines Kindes.

[...]